

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 297.

Dienstag, 21. Dezember

1926.

Die Jagd nach der Braut.

(11. Fortsetzung.)

Eine Geschichte zwischen Vachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirolauer.

Sicher ist dagegen, daß seines Herrn fröhliche Unterhaltungsgabe keinen günstigen Eindruck auf seinen langjährigen Angestellten machte. Denn schließlich war doch immerhin heute nacht ein anderes junges Mädchen auf nicht ganz einwandfreie alltägliche Weise seiner Obhut und diesem Hause entrissen worden. Diese Trübung der Gastlichkeit forderte nach des Dieners Ansicht etwas ernsteren Sinn und sichtbare Beschwerung des Gemüts.

Doch sein junger Herr und diese Dame, die da plötzlich hereingeschneit war, nahmen auf seine Gefühle ebensowenig Rücksicht wie auf die schmerzlichen Empfindungen Mr. Jeremia Ronalds. Sie plauderten lebhaft und heiter ohne Unterlaß.

Der farbenlichte Veronese, der die ganze Längsseite des Zimmers adelte, hatte den Grund zu einem kleinen Kunstdisput gelegt, der sehr bald nach Venedig, der Wirkungsstätte des Meisters, führte.

Ja, Elinor war voriges Jahr in der Lagenstadt gewesen. Bob staunte.

„Wir hatten dort gearbeitet“, erläuterte sie leicht hin.

Robert fuhr zusammen.

„Waren Sie schon in Venedig, Daddy?“ versuchte Elinor artig den Alten in die Debatte zu ziehen.

„Ja.“ Es klang, als bißte er nach ihr.

„Ich möchte nämlich schwören, ich bin Ihnen und Ihrer Tochter in dem engen Gang der Seufzerbrücke begegnet“, sann sie und kniff prüfend die Augen zusammen. „Solch markantes Genießergericht merkt man sich. Wann waren sie dort?“

„Zu Ostern“, grollte Jeremia.

„Ich auch“, frohlockte sie. „Dann sind wir ja alte Bekannte. Auf Ihr Wohl, alter Bekannter!“ Sie hielt ihm ihr Glas entgegen.

„Sie gehen zu weit“, warnte Jeremia. Denn der Diener war gerade draußen.

„Habe ich nicht gesagt, er ist ein Brummbar?“ wandte sie sich nachsichtig an Bobby. „Und alles nur, weil er beweisen soll, wie lieb ihm sein Kind ist. Ja, ja, Elternliebe! Ist ein trauriges Kapitel! Doch, um auf Veronese zurückzukommen —“

Sie erzählte vom Dogenpalast und den Veroneses, die ihn zierten, mit malender Gegenständlichkeit, Sachkunde und Begeisterung. Und sah dabei lieblicher aus, als je.

Auch Robert war vor einigen Jahren, mit seinem Vater in Venedig gewesen. Es gab Zusammenkünfte der Meinungen und Gegenätze. Für Elinor waren — vom Landschaftlichen abgesehen — natürlich das Schönste in diesem Traum einer Stadt die Fresken der beiden Tagliapietras in der Rosenkranzkapelle der alten Kirche S. S. Giovanni und Paolo gewesen.

Robert hingegen verteidigte mit Wärme die Schätze der Frarikirche, Lizians Assunta und das Altarbild des Bellini. Die Ansichten platzten aufeinander. Es gab einen ehrlichen Strauß, den erst das Ende des Mahles unentschieden beendete.

Beide hatten sich seit langem nicht so angeregt unterhalten. Es war für Elinor jedenfalls ein ganz seltsames Gefühl. Das war auch Jeremia Ronalds

Eindruck. Es gelang ihm, dem Schwiegerjohn zuzuschnüffeln: „Du bist ja mehr als liebenswürdig zu dieser Person, mein Junge.“

„Gewiß“, erwiderte Bob schlagfertig — denn er hatte sich ahnungsvoll auf eine Ausflucht vorbereitet — „ich bin es absichtlich — in Florences Interesse. Vielleicht gelingt es mir doch, diese Verbrecherin einzufangen, ihr Vertrauen zu gewinnen, ihr Gewissen zu erwecken, sie zum Verrat an ihren Kumpanen zu verleiten und dir so die Million zu ersparen.“

Jeremia sah seinen Eidam sekundenlang scharf an. Doch der Bursche senkte nicht die Augen. Er war nämlich selbst von seiner edlen Absicht überzeugt.

Starke Selbsthypnose aber wirken bisweilen auch auf Dritte. So schien es auch hier.

„Du bist gerissener, als ich dachte“, sagte Jeremia langsam. „Fahre nur so fort. Ich kann ihre Gegenwart aber nicht länger ertragen. Ich kann es einfach nicht. Ich ziehe mich zurück. Gib gut auf sie acht, und vielleicht gelingt es dir wirklich, sie zu bekehren und ihr die Würmer aus der Nase zu holen. Sie scheint ja mächtig scharf auf dich!“

„Unsinn!“ rief Bob und verfärbte sich höchst verätherisch. Doch der Alte sah es nicht mehr. Er hatte das Zimmer verlassen. „Ein abscheuliches Bild“, dachte Bobby voll Abscheu, „dieses feine gerade Näschen und Würmer! Grotesk!“

In diesem Augenblick stieg das mischtierte Näschen sich zur Speisekammertür herein. Es hatte im Arbeitszimmer ungeduldig nach Zigaretten geschnuppert.

„Haben Sie boshafte Pläne gegen mich aus?“ fragte Elinor kokett. „Ah, Sie sind allein. Der Brummbar ist wohl in seine Schlafhöhle gekrochen? Gottlob. Jetzt kann man doch mal ungestört miteinander plaudern.“

Bobby war es bisher völlig entgangen, daß sie sich so harten Zwang in ihrer Unterhaltung auferlegt hatte. Ihre aufrichtige Freude über das Alleinsein aber tat ihm ehrlich wohl.

So war er denn endlich allein, allein im Salon seines Hauses mit diesem Mädchen, das zuerst von all den zahllosen Frauen, mit denen er spielerisch geliebt, ihn aus der Verzauberung der Liebeleerheit erlöst hatte. Wie eine gute Fee im Märchen. Aus dem Jongleur mit Herzen, aus dem Spötter aus hoffnungsloser Sehnsucht war ein hold Beglückter, ein fanatisch Gläubiger, ein Hoherpriester des gewaltigen Mysteries der Liebe geworden. Doch nicht nur Verlangen und stürmisches Begehren fieberte in seinen Adern. Viel mächtiger in ihm war das Sehnen, die Geliebte gegen die ganze Welt zu verteidigen, kurz, jene starke Beschützerinnigkeit, in der sich die Liebe jedes echten Mannes äußert.

Aber sie, sie sollte er beschützen und behüten, sie, die Feindin, die Verbrecherin! Die Gewalttäterin an seiner Braut! O Irrsinnsweg des Fatums!

Er stand und bläute auf sie. Verzagt, verwirrt, todbetrübt, im lebensvollen Glück ihres Alleinseins.

Sie sah mit der zugeeigneten Zigarette burschikos

auf der Seitenlehne eines Klubsessels. Die Vintie ihres Schenkels und hängenden Beines in dem grauen Seidenstrumpf war edel und umkostete sein ästhetisches Empfinden. Sein Blick lief hinauf über das leicht gebeugte Profil des Körpers zu der feinen Silhouette des Kopfes, die sich scharf gegen die Helle des Fensters abzeichnete.

Da wußte er, daß er nie etwas Schöneres gesehen hatte. Nein. Schöneres war nicht das richtige Wort. Sie war nicht nur einfach schön. Sie war — ja, wenn er ein Prometheus wäre und ein Weib nach seinem höchsten Ideale, nach den raunenden Stimmen seines Blutes, wenn ihm die göttliche Kraft gegeben wäre, das Wesen zu bilden, das alle seine Sehnsucht nach dem Weibe umkörperte — dann hätte er es nach dem Ebenbilde dieses Mädchens dort auf der Lehne des Klubsessels schaffen und formen müssen. Außerlich und innerlich. Hier erschraf er vor seinen Visionen.

Innerlich? Eine Erpresserin? Nein, nein. Das natürlich nicht. Diese Eigenschaft mußte fortfallen. Doch im übrigen. Diesen Humor, diese wache Liebe zur Kunst, zu allem Schönen, zu —

Sie unterbrach seinen Gedankenflug.

„Wollen Sie den ganzen Nachmittag dort an der Tür stehen und mich mit hungrigen Augen verschlingen? Sie haben doch eben ganz wader eingehauen — sehr wader für einen leidgeprüften Bräutigam — und sollen eigentlich gesättigt sein.“

Da kam er auf sie zu, blieb dicht vor ihr stehen und begann eindringlich mit belegter, erregter Stimme:

„Fräulein Elinor, lassen Sie dieses — dieses — ich finde keinen anderen Ausdruck — naseweise Wesen, das nicht Ihre wahre Natur ist.“

„Was wissen Sie von meiner wahren Natur?“

„Ich weiß nur, daß ein Mensch, der so zart und verständig über Kunst und Natur sprechen kann —“

„Konversationstalent“, wehrte sie.

„Nein, mein Fräulein Elinor, wir wollen nicht mit Worten tändeln. Ich spreche so ernst zu Ihnen, wie ich noch nie mit einem Menschen gesprochen habe.“

Sie ließ sich mit gut gespielter Schrecken in den Sessel fallen. Doch er fuhr mit bebender Stimme fort:

„Sehen Sie in mir nicht Ihren Gefangenewächter.“

„Den habe ich nie in Ihnen gesehen“, fiel sie lachend ein.

Er kam ein wenig aus dem Konzept, faßte sich aber wieder und verfolgte unbeirrt seinen Befehrsplan.

„Fräulein Elinor, wir wollen Mensch zum Menschen reden. Sehen Sie in mir einen Mann, der mit Ihnen das tiefste Mitgefühl hat.“

„Mit mir? Ich habe mich nie so wohl befunden wie augenblicklich.“

Er nahm das Hindernisrennen wieder mutig auf.

„Fräulein Elinor, Sie sind mir nicht gleichgültig. Durchaus nicht. Ich muß Sie retten.“

„Also doch Heilsarmee-Apostel.“

„Haben Sie gar kein Empfinden für das Entsetzliche Ihrer Lage, für den Abgrund, in dem Sie leben?“

„Ich finde, ich lebe nicht abgründiger als andere.“

„Nicht abgründiger?“

„Nein. Mein Tun ist nur durchsichtiger. Glauben Sie nicht, daß die meisten Menschen ganz niedliche Verbrecher sind? Wird in Wall Street an der Börse nicht täglich gemordet, werden dort nicht täglich Existenzen vernichtet? Wird nicht täglich das Letzte genommen? Wird nicht — ach, das wissen Sie alles selbst genau so gut wie ich. Wir machen es nur offener und darum ehrlicher.“

„Sie mögen recht haben“, erwiderte er nach kurzem Bedenken, „aber weil andere unmoralisch sind, dürfen Sie noch lange nicht —“

„Papperlapapp“, rief sie und machte eine ungeduldige Bewegung mit beiden Händen, „reden Sie nicht von Moral. Sie sind der Letzte, der dazu berechtigt ist.“

„Ich? — Ja — Sie.“

„Wie so ich? Ich wüßte nicht —“

„Es scheint mir eine traurige Wahrheit, Herr Brook, daß die Fähigkeit, Unmoral mit scharfen Augen zu sehen, uns durchaus nicht gegen sie feilt.“

„Ich verstehe Sie beim besten Willen nicht, Fräulein Elinor.“

Sie setzte sich straff in dem wiegenden, weichen Polster aufrecht.

„Sie halten es also für den Gipfel der Moral, ein ungeliebtes Mädchen ihres Geldes wegen zu heiraten?“ Diesen kristallklaren Worten hallte eine tiefe Stille nach. Roberts Körper war konvulsivisch aufgeschreckt, als werde eine Starkstromwelle durch ihn hindurchgeleitet. Dann sank er marklos in sich zusammen.

Die Anklage hatte ihn ins Herz getroffen. Es dauerte geraume Zeit, bis er die Kraft fand, zu fragen:

„Woher — wissen — Sie — das?“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß unsere Auskünfte zuverlässig sind. Und dann! Dem alten Brummhären und seiner verliebten Tochter können Sie vielleicht aufbinden, Sie raften vor Leidenschaft und Liebe. Ich habe Sie längst durchschaut.“

(Fortsetzung folgt.)

Mutter.

Das Leid der Erde wäre halb so schwer,
Wenn jede Frau auch eine Mutter wär!
Nicht jede kann ein eignes Kindlein wiegen,
Und doch braucht ihre Kraft nicht brach zu liegen.
In jedes echten Weibes Herzen ruht
Ein schwerer, heißer Tropfen Seelensblut.
Der macht es lebend, lebend für das Leid,
Macht Frauenhände weich und hilfsbereit.
Sie kann nicht anders, muß das Schwache stützen,
Dem Kranken helfen, Wehrloses beschützen.
So viele Robeit könnte nicht gescheh'n,
Wenn Frauenaugen nach dem Rechten säh'n!
Das Leid der Erde wäre halb so schwer,
Wenn jede Frau auch eine Mutter wär!

Elise Ritter.

Was wissen wir von den Schöpfern unserer Weihnachtslieder?

Plauderei von Karl Demmel.

Was wissen wir von den Dichtern und Komponisten unserer Weihnachtslieder? Seien wir Großen ebenso ehrlich wie natürlich auch die Kinder: im Verhältnis wissen wir wenig von diesen Leuten, fast nichts. Wir haben diese Lieder als Kinder gesungen, unsere Kinder singen sie wieder, vergessen aber beinahe sind die Dichter und Komponisten davon. Bei manchen ist tatsächlich nicht mehr der Verfasser aufzutreiben, so sehr sind diese Lieder schon Volksgut geworden. Und auf den Besitz dieser schlichten, innigen Weisen können wir stolz sein. Denn diese werden fortleben trotz aller modernen Bestrebungen und Reformen; hier singen das Herz und die Seele mit. Darum ist es vielleicht auch am gebracht, von den Leuten etwas zu plaudern, die diese vergänglichen Lieder durch Text und Noten schufen. Selbstverständlich sind nur die allerbesten Weihnachtslieder herausgegriffen worden.

Das Lied „Alle Jahre wieder, kommt das Christkind“, ist dem Text und der Musik nach aus Thüringen stammend. Das Lied dichtete der noch heute in den Lesebüchern stehende, jedoch aus den Literaturgeschichten so langsam verdrängte Wilhelm Hey, der am 27. März 1789 zu Weina bei Gotha als Sohn eines Pfarrers geboren wurde. Auch er widmete sich dem geistlichen Beruf und starb als Superintendent zu Zelterhausen am 19. Mai 1854. Die Weise zu diesem schlichten Lied fand Christian Heinrich Rind, geboren 18. Febr. 1770 zu Elgersburg und gestorben am 7. August 1847 zu Darmstadt. Rind, dessen Lehrer noch ein Schüler des berühmten Bach war, galt als ein bekannter und gesuchter Organist seiner Zeit. Eine andere Melodie dazu setzte auch der bekannte Friedrich Silcher.

„Du lieber, heil'ger, frommer Christ“ entstammt der Feder des nationalen Dichters Ernst Morik Arndt, dessen Lebenslauf natürlich bekannt genug ist. Die Komposition davon setzte Gottlob Siebert, der von 1781 bis 1868 lebte.

Unbekannt ist auch der Verfasser der Musik von dem Lied „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“, das nunmehr einfach als „Volksweise“ bezeichnet wird. Eine ursprüngliche Melodie darauf lautete nach dem Lied „Schön ist die Jugend“. Dagegen wissen wir den Dichter noch, und zwar hat es der Breslauer Hermann Kette, geboren am 14. März 1813, geschrieben. Kette war einer von den frühreifen Schriftstellern, die schnell zu Erfolge gekommen sind. U. a. hat er noch Bekanntheit mit Penau und Kellstab gehabt, Namen, die noch heute Klang haben. Zuletzt wirkte

Kette als Chefredakteur der „Boschischen Zeitung“ in Berlin und starb dortselbst am 2. Mai 1886. Er hat beinahe 60 Bücher geschrieben, darunter meist Kinderlieder, Märchen, Sagen usw., jedoch lebt ihm dieses Lied von den brennenden Lichtern am Weihnachtsbaum in alle Ewigkeit nach, nur haben wir den Dichter darüber selbst vergessen.

Vollweise sind heute auch die beiden anderen Lieder vom Weihnachtsbaum: „O Tannenbaum“ und „Der Christbaum ist der schönste Baum“ geworden. Ein heute fast nirgends mehr aufzufindender Poet, Jannes Kari, gestorben 1887, hat das letztere niedergeschrieben. Die begleitende Musik dazu schenkte C. Eisenbach im Jahre 1842. Beide, Dichter und Komponist, sind vergessen, dafür ist aber ihr Lied vollständig geworden. Vom Dichter des Liedes „O Tannenbaum“, E. Anshütz, wissen wir, daß er am 28. Oktober 1780 zu Goldlauter im Hennebergischen geboren wurde, Theologie studierte und dann als Lehrer und Doktor der Philosophie am 19. Dezember 1861 in Leipzig starb. Er hatte nur einen Band Gedichte herausgegeben, wovon der „Tannenbaum“ zu solchen Ehren gekommen ist.

Vergessen ist auch der Komponist vom Lied „Morgen kommt der Weihnachtsmann“, Ernst Friedrich Eduard Richter, geboren am 15. November 1805 zu Thiergarten bei Ohlau. Er war der Sohn eines Schullehrers, der ursprünglich Theologie studieren sollte, sich aber in den Freistunden am Selbststudium mit der Musik beschäftigte. Er brachte es auch in der Folgezeit bis zum Professor der Musik. Wenigen wird es noch in Erinnerung sein, daß der bekannte Hoffmann von Fallersleben den Text dichtete.

Das unvergängliche Weihnachtslied „O du fröhliche“ hat seine Melodie aus dem sizilianischen „O sanctissimum“ übernommen. Das Lied selbst dichtete Johannes Daniel Falk, geboren am 28. Oktober 1768 zu Danzig als Sohn eines armen Verleumdungsmachers. Falk, der nach dem Universitätsstudium in Weimar lebte, war mit Goethe, Schiller, Herder und Wieland bekannt. Bekannt ist sein Eintreten für die durch die napoleonischen Kriegswirren verwaisten Kinder, die er in einem Rettungshaus unterbrachte. Eine Anstalt, die als „Falksches Institut“ noch heute fortbesteht. Er starb am 14. Februar 1826.

Der bekannte Jugendschriftsteller Christoph v. Schmidt, geboren am 15. August 1768 zu Dintelsbühl, gestorben am 3. September 1854 zu Augsburg, ist der Verfasser des köstlichen Poems: „Ihr Kinderlein, kommet“, das so ganz und gar den heiligen Zauber der Christnacht atmet. Und wer fand die Musik dazu? Johann Abraham Peter Schulz aus Lüneburg, geboren am 31. März 1747, der ein gesuchter Musiklehrer seines Zeitalters war, der u. a. auch beim Bruder des Alten Fritz in Rheinsberg, Prinz Heinrich, Kapellmeister war. Schulz war wohl überhaupt einer der vollstimmigsten Komponisten seines Jahrhunderts, der noch heute in der Musikaufsicht beachtet wird, da ihm so leicht niemand wieder an Schlichtheit und Einfachheit der Melodien nahe kam.

Wundervolle Weibestimmung verbreitet noch immer wieder das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“, das der katholische Priester Joseph Mohr (1792–1848) schenkte. Die Musik ist von dem Bayern Franz Xaver Grube, geboren am 25. November 1787 zu Unterweisberg im Innviertel. Grube war als Komponist bedeutend und hat sich in dieser Komposition ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Er starb am 7. Juni 1863 zu Hallein.

„Süßer die Glocken nie klingen als in der Weihnachtszeit“ ist allenthalben nur als „Vollweise“ aufgeführt.

Das Lied „Morgen, Kinder, wird's was geben“ spricht man einmal als Vollweise aus Berlin um 1800 an. Der Verfasser soll jedoch C. F. Spittag sein, der das Poem 1796 niederschrieb. Den Namen führt heute kein biographisches Handbuch mehr. Dagegen ist uns der Komponist, Magister Karl Gottlieb Hering bekannt, der zu Schandau in Sachsen am 25. Oktober 1766 geboren wurde. Zuletzt wirkte er als Oberlehrer und Musiklehrer an der Stadtschule zu Zittau, wo er am 4. Januar 1858 starb. Besonders geschätzt war er als Komponist von Kinderliedern. Daneben war er ein tüchtiger Musikpädagoge.

Eine böhmische Vollweise ist das in vielen Gegenden Deutschlands gesungene „Kommet, ihr Hirten, ihr Männer und Frauen“. Unbekannt sind uns jedoch die Komponisten unserer bekanntesten Weihnachtschoräle, wie: „Es ist ein Reis entsprungen“ (1599), „Lobt Gott, ihr Christen, allzu gleich“ (Verfasser Kantor Nikolaus Hermann, gestorben 1561 zu Joachimsthal in Böhmen), ferner „Vom Himmel hoch“ (Text von Martin Luther), „Dies ist der Tag“ (Text von Friedrich Gottlieb Sellert) und das alte, aus Köln stammende kirchliche Volkslied, das schon während des 30jährigen Kriegs gesungen wurde: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein“. Damit wollen wir unseren Streifzug durch unsere Weihnachtslieder beenden. Wir haben gesehen, daß wir

die Schöpfer dieser Kleinode deutschen Gemütslebens und innigster, kindlicher Religiosität fast ganz vergessen haben. Aber zur Weihnachtszeit wollen auch wir ihnen einen Immortellenkranz als Gedenken auf ihr Grab legen, die uns dadurch das schönste Fest des Jahres so wundervoll näher gebracht haben.

Hygiene und Heilkunde

Das Ende der Zahnschmerzen. Wenn man die Lebensbeschreibungen und eigenhändigen Aufzeichnungen der Menschen der Vergangenheit durchsieht, so findet man sehr häufig ausführlich Schmerzen geschildert, die heute kaum noch erwähnt werden. Es ist das Zahnweh. Friedrich d. Gr. hat bekanntlich gesagt, daß bei Zahnschmerzen einem auch die Kantische Philosophie nichts nützen könnte, und er wollte damit zeigen, wie ohnmächtig der Mensch diesen Qualen gegenüber ist. Sollei bekennet in seinen Lebenserinnerungen, das Zahnweh habe ihm seine ganze Jugend zerstört, und er sei erst von dem Augenblick an überhaupt ein Mensch geworden, da er — keine Zähne mehr hatte. Der Junge mit der dicken Binde und dem umgebundenen „Maulkorb“ war früher eine ständige Erscheinung, die in allen Bilderbüchern eine halb komische, halb tragische Rolle spielte, und jeder Mensch des 19. Jahrhunderts — von früheren Zeiten ganz abgesehen — hat noch mehr oder weniger oft an Zahngeschwüren gelitten. Nunmehr aber scheint es, als wenn das Ende dieser „Menschheitsplage“ nahegerückt sei. Die Zahnheilkunde ist heute so weit, daß sie den Leidenden nicht nur rasch von seinen Schmerzen befreit, sondern sogar überhaupt das Auftreten dieser Pein verhindern kann. Amerikanische Zahnärzte klagen in neuester Zeit darüber, daß sich die Zahl ihrer Patienten auffällig vermindert, daß die Menschheit „zu gute Zähne“ bekommt. Deutzutage geht nicht nur jedermann rechtzeitig zum Zahnarzt, sondern die Zahnpflege wird schon bei den kleinsten Kindern durchgeführt, und die Schulzahnärzte sorgen dafür, daß die älteren Kinder auf einen guten Zustand ihres Gebisses halten. Die Verbesserung der hygienischen Bedingungen, die Aufklärung der Mütter, die früh eingreifende Sorgfalt der Ärzte — all das hat die Zahnschmerzen, unter denen früher der Mensch wie unter einer „gottgewollten Prüfung“ litt, vertrieben oder zum mindesten sehr verringert. Auch englische Ärzte versichern, daß die Zahl der Kinder, die schlechte Zähne haben, sich sehr vermindert hat, und das gleiche ist sicherlich auch bei den deutschen Kindern der Fall. Die allgemeine gesündere Lebensweise trägt dazu viel bei, und da gesunde Zähne in der Jugend auch die Aussicht auf gesunde Zähne im Alter eröffnen, so dürfte die früher so gefährdete „Hydra“ der Zähnepein von der Menschheit allmählich niedergedrungen werden.

Welt u. Wissen

Die Gesetze des Zufalls. Der leidenschaftliche Spieler glaubt festest an die „Gesetze des Zufalls“ und strebt danach, diese Geheimnisse des sich drehenden Roulettes zu erkennen, um dadurch das Glück für immer an sich zu fesseln. Einem solchen Studium kommt eine der merkwürdigsten Zeitschriften der Welt entgegen, die „Revue von Monte Carlo“, die in Monaco erscheint. Dieses Blatt, das wöchentlich herauskommt, wird von allen Stammgästen der Spielhöllen an der Riviera regelmäßig gekauft und eifrig studiert. Wenn man es durchblättert, so findet man nichts als Zahlen, die Seite für Seite in langen parallelen Reihen angeordnet sind. Das sind die authentischen Berichte über die Ergebnisse des Roulettespiels einer Woche an dem Roulettetisch Nr. 2 von Monte Carlo. Beschäftigt man sich mit einer solchen Nummer näher, so findet man zum Beispiel, daß die Gesamtzahl der Gewinne während der ganzen Woche 4510 betrug. Davon fielen 2201 auf Schwarz, 2197 auf Rot, die übrigen 112 fielen natürlich auf die neutrale Null. Gerade Zahlen erschienen 2206mal, ungerade 2192mal. Besser noch lassen sich diese „Gesetze des Zufalls“ an den Berichten über das Erscheinen der einzelnen Nummern studieren. Jede Nummer erschien einmal in 37 Umdrehungen oder bei 4510 Drehungen ungefähr 125mal. Die „glücklichste Nummer“ kam 135mal heraus, die schlechteste 110mal. Von den übrigen Zahlen erschienen 12 Nummern zwischen 120- und 130mal. Die Durchschnittszahl, die für alle Ziffern gilt, beläuft sich auf 125,7. Die Schlüsse freilich, die man aus diesem objektiven Material zieht, sind sehr verschieden, und so führt denn auch die eifrigste Beschäftigung mit der „Revue von Monte Carlo“ nicht immer zu Millionengewinnen.



Die Kunst, Geschenke anzunehmen.

Auch eine Weihnachtsbetrachtung.

Von der Kunst zu schenken, Gaben mit Tatkraftgefühl zu wählen und zu verteilen, so daß sie wirklich Freude bereiten, wird jetzt in der Weihnachtszeit viel geschrieben und geredet. Aber auch die andere Seite der Sache, das Empfangen von Geschenken, ist eine Kunst, eine Kunst, die oft erst mühsam gelernt sein will.

Dem Kind freilich ist diese „Kunst“ noch angeboren, wie überhaupt alle seine Lebensäußerungen, ein Stück Natur. Das Empfangen von Geschenken ist ihm noch voll und ungetrübt Freude und Seligkeit. Woher die Geschenke kommen, ob sie das Christkindchen bringt oder der Weihnachtsmann oder ob sie Vater und Mutter ihm auf den Tisch legen — dies ist ihm gleichgültig. Die Hauptsache ist, sie sind vorhanden, und zwar recht reichhaltig vorhanden. Das Kind ist eben noch ein kleiner — großer Egoist, dem es selbstverständlich erscheint, daß sich alles um ihn dreht, daß sich alle darum mühen, seine Wünsche zu erfüllen und ihm Freude zu bereiten. Und es dankt mit seiner Freude; denn beim Anblick der schönen Dinge, die unter dem Weihnachtsbaum prangen und von nun ab sein ganz eigener Besitz sein sollen, erstahlen die Augen des Kindes in seltsamem Glanze und etwas davon teilt sich auch seiner Umgebung mit.

Dann freilich, wenn aus den Kindern „große“ erwachsene Menschen werden, geschieht es leicht, daß sie diese Kunst der harmlosen Freude über die Geschenke wieder verlieren. Man wird nun kritischer. Und so kommt es, daß man beim Empfang der Geschenke, die vielleicht gut gemeint, aber nicht gerade geschickt ausgewählt sind, sich manchmal die Frage vorlegt: „Ja, was soll ich denn eigentlich damit,“ oder man denkt im stillen: „Ach wie geschmacklos.“ Man will freilich den Geber, der einem eine Freude bereiten wollte, auch nicht tranken. Man will aber auch nicht gerne sich verstellen und Freude heucheln, die man im Grunde nicht empfindet. Es ist eine Frage des Takt, die nicht immer leicht zu lösen ist, wie man sich in solchen Fällen zu verhalten hat. Es handelt sich oft um ein feines Pavieren, daß man die rechten Worte findet, um den Gebern für den guten Willen zu danken, den sie mit dem Geschenk bewiesen haben, ohne allzuviel auf die Sache selbst einzugehen.

Aber es kommt noch etwas anderes, das die Erwachsenen das Geschenkempfangen oft nicht als reine Freude empfinden läßt. Je älter man wird, desto mehr prägt sich in einem eine Eigenschaft aus, die dem Kinde noch ganz fehlt: der Stolz, der es einem verbietet, Geschenke mit der ursprünglichen Harmlosigkeit anzunehmen. Man nimmt nicht gerne von allen Geschenken an und vor allem nicht einseitig: der Stolz verlangt es von einem, hier Gleiches mit Gleichem zu beantworten. So kommt es, daß manche in einen Fehler verfallen, mit dem sie auch beweisen, daß sie die Kunst, Geschenke zu empfangen, noch nicht recht gelernt haben: sie machen es sich zur Regel, sofort alles wieder zu schenken, nicht denselben Gegenstand natürlich, aber doch etwas, das möglichst genau ihm dem Werte nach entspricht, und möglichst umgehend muß es überreicht werden. Es fehlt ihnen das Gefühl dafür, daß in einer solchen sofortigen „Abrechnung“ leicht eine Taktlosigkeit liegen kann, mit der man den Geber tranken kann. Dann verliert das Schenken ja auch seinen eigentlichen Sinn.

Aber freilich: wenn man älter wird, lernt man die Wahrheit des Wortes verstehen: „Geben ist seliger denn nehmen.“ Nicht nur in dem ursprünglichen und optimistischen Sinne, der die Steigerung betont: selig ist zwar das Nehmen, aber noch seliger das Geben; das Nehmen wird oft geradezu als schwer empfunden. Das müssen heute besonders viele erfahren, wo die Not so groß ist und gerade unter solchen oft, denen es früher einmal sehr gut gegangen ist und denen es darum ganz besonders schwer fallen muß, nun vielleicht von anderen wirtschaftlich abzuhängen. Sie, die früher selbst schenken konnten, viel schenken und die dabei große Freude empfanden, die müssen nun die einseitig Nehmenden sein und dagegen bäumt sich der Stolz oft mächtig auf. Sie empfinden nun, daß die Kunst, Geschenke zu empfangen, nicht leicht zu erlernen ist, viel, viel schwerer als Geschenke zu geben. Selbst dann, wenn diese Geschenke gerne gegeben werden. So sehen diese Menschen auch jetzt der Weihnachtszeit mit einer gewissen Bitterkeit entgegen, weil sie daran denken, daß unter dem Tannenbaum auch wieder wohl zahlreiche Geschenke für sie liegen werden, daß sie aber nicht in der Lage sind, für andere

Geschenke einzutauschen, oder doch nicht in dem entsprechenden Maße. Und so wird es wieder auf ihrer Seite sein, zu danken und die zahlreichen Verpflichtungen, die so schon auf ihnen lasten, werden nur noch größer werden.

Es gehört schon oft eine lange Lehrzeit, gerade für die besten, weil stolzesten, unter den Menschen dazu, diese Kunst des einseitigen Nehmens zu lernen. Manche werden einfach in das Unvermeidbare sich fügen, passiv, in träger Gewöhnung. Andere aber darüber hinauswachen und die Sache von einem höheren Standpunkt ansehen lernen. Sie werden einsehen, daß der Stolz zwar eine gute Sache, aber manchmal auch nicht am Platze ist, und daß es im Grunde Unrecht ist, ihn immer den Gebenden gegenüber zu empfinden, wenn es Menschen sind, die wirklich gerne und mit Takt zu schenken verstehen. Gerade wenn man selber eine Natur ist, der die Schenkfreude die reinste Freude wäre, sollte man sich doch in die anderen, die ähnlich empfinden, hineinversetzen können und die Gaben so hinzunehmen, wie sie gemeint sind.

Und dann wird man auch vielleicht dahin kommen, seinen Stolz so weit in die Gewalt zu bekommen, daß er nicht mehr danach verlangt, immer dem Gebenden Gleiches mit Gleichem zu vergelten, sondern sich damit begnügt, den Ball der besselnden Liebe weiter zu geben und nach besten Kräften und Vermögen denen zu helfen und beizustehen, die noch weniger haben als man selber. Aus eigener Erfahrung wird man aber auch gelernt haben, so seine Gaben zu verteilen, daß sie nicht tranken und wehe tun.

Weihnachtsbäckerei.

Pfefferkuchen mit Apfelsinenschale. Man macht $\frac{2}{3}$ Pfund Honig heiß und gießt ihn über 1 Pfund roh gekochene Mandeln, 1 Pfund Zucker, 15 Gramm Zimt, etwas Nelken, ein achtes Pfund geschnittenen Zitronat, ein achtes Pfund Apfelsinenschalen, auch geschnitten (nicht zerstoßen), und die fein geschnittene Schale von 1 Zitrone, mengt eine Messerspitze voll Pottasche und 2 Pfund feines Mehl gut durcheinander, deckt die Schüssel zu und stellt sie in die Nähe eines heißen Ofens 6–8 Stunden. Dann wird die Masse gehörig gewirkt, daraus beliebig Kuchen gemacht, die auf einem mit Butter bestrichenen Blech gebacken werden. (Die Mandeln müssen mit der Schale gekocht werden.)

Kleine Zuckerkränze (ungefähr 45 Stück). Zutaten: $\frac{1}{2}$ Pfd. Butter, ein knappes halbes Pfd. Zucker, $\frac{1}{4}$ Pfd. Mehl, 1 Zitrone, 3 Eier, 8 Stück Zucker oder $\frac{1}{4}$ Pfd. Mandeln. Zubereitung: Man legt auf ein Backblech $\frac{1}{2}$ Pfd. gute Butter, den durchgeseihten Zucker, das Mehl, die abgeriebene Schale einer Zitrone, 1 ganzes Ei und 2 Eigelb. Diese Masse knetet man gehörig durch, formt runde Kränze, die man ganz leicht auf einer Seite in Eiweiß eintaucht und diese halbe Seite dann sofort in grob gekochtem Zucker oder gereinigten, gehackten Mandeln umkehrt. Die unbestrichene Seite legt man nun auf ein trockenes Blech und backt die Kuchen bei mäßiger Hitze 25 bis 30 Minuten schön hellbraun. Sind sie erkaltet, so nimmt man sie vom Blech.

Ratsschlüge und Winke.

Die Bubitonsmode ertingst sich immer mehr Anhängerinnen, und deshalb ist ein Büchlein, das die wichtige Frage des Bubitons, seines Schnittes und seiner Pflege sowie den trotz allem noch nicht ganz veralteten Hängeopf und alle übrigen Damenfrisuren in Bild und Text eingehend behandelt, stets aktuell. Das soeben (bei W. Robach u. Co., G. m. b. H., Leipzig) herausgegebene Büchlein: „Hängeopf — Bubiton“ von J. Volkmer-Ratista wird unserer Frauenwelt ein Ratgeber sein, denn es gibt genaue Anleitungen, wie der schönste Schmuck der Frau, das Haar, geschnitten, frisiert und gepflegt werden muß. — Im gleichen Verlag erschien: „Der gut gedachte Tisch“ von Gertrud Kräbe. In Wort und Bild wird hier geschildert, wie man für den täglichen Gebrauch oder für Festlichkeiten die Tafel reichlich gestaltet, wie man z. B. Blumen und Früchte als Tafelschmuck verwendet, und manches andere. — Das Büchlein von Gertrud Kräbe: „Der moderne Frauenschmuck“ (ebenda) wird vielen Damen ein wertvoller Ratgeber in allen Fragen der Anmut sein. Es führt in prächtigen Illustrationen an schönen Trägerinnen allerlei Schmuck des Kopfes, des Halses und Adens, der Arme und der Hände vor und zeigt, wie, wo und wann man Schmuck anlegen soll und wie man ihn vorteilhaft trägt.